Nr. 35.

Colonia.

Sonntag, 29. August 1909.

Sonntagsbeilage zum Kölner Local-Anzeiger.

Mit besonderer Abteilung: Unsern Frauen und Für die Jugend.

Das Nadelgroßgewerbe von Aachen.

Von Karl Kollbach.

Garn, Tuch und Nadel, — diese drei Dinge sind in Aachen zu Hause; und ein Schneider könnte sich schon allein deshalb der schönen Stadt freuen, welche den Hauptsymbolen seines Berufs seit altersher eine Heimstatt bietet. Aber während die Herstellung des Garns und des Tuches tatsächlich in innigstem Zusammenhange mit einander stehen und, meist vereinigt, ein einziges Gewerbe in jeder Tuchfabrik bilden, hat die Nadelindustrie gar keine Beziehungen zu diesen, — ausgenommen die eine, daß sie — wie ein Nadelfabrikant scherzhaft mir bemerkte — von der Tuchindustrie die billigeren Arbeitskräfte weggeholt bekommt. Aber das wird wohl schließlich gegenseitig und im Grunde genommen kein Nachteil für die Gesamtlage dieses Industriegebietes sein.

Vordem war selbstredend auch die Nadelherstellung eine Hausindustrie und wurde lediglich mit der Hand bewirkt. Dazumal holten sich die Arbeiter aus den Fabriken die Drähte zur Bearbeitung nach Hause. Wenn hier gewisse Einwirkungen vollzogen waren, wurden die Nadeln an die Fabrik zurück geliefert und kamen dann in die Hand von anderen Hausarbeitern, welche die weitere Bearbeitung an ihnen vollzogen. Dies von Hand zu Hand und von Haus zu Haus Gehen wiederholte sich so lange, bis die Nadel fertiggestellt und versandfähig war. Wir haben also hier fast genau dieselben Verhältnisse, die wir auch schon bei der Kleinstahl- und Eisenindustrie von Solingen und Remscheid kennen lernten. In vielen Orten der Umgebung von Aachen war auf diese Weise Jung und Alt bei der Nadelbearbeitung tätig. Die Aachener Fabrikherren hatten in solchen Orten meist ihre besonderen Meister wohnen, welche die Drähte oder die bis zu einem gewissen Grade vorgearbeiteten Nadeln in die Häuser der Heimarbeiter lieferten oder von da wieder in Empfang nahmen. Selbst kleine Kinder, weit unter zehn Jahren, mußten dazumal — als noch keine Arbeiterschutzgesetze vorhanden waren, und keine Schutzpflicht bestand, ihren Eltern bei diesen Nadelarbeiten schon behülflich. Vielfach gingen in solchen Häusern wohl auch die Männer einer schwereren Beschäftigung, besonders als Berg- oder Feldarbeiter, nach, und die Nadelerzeugung blieb vorwiegend den Frauen, Mädchen und Kindern überlassen. Diese Verhältnisse waren im übrigen nicht nur eine Eigentümlichkeit der Aachener Gegend, vielmehr bestanden sie ebenso allerwärts, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich und England. Bei dieser Form der Hausindustrie war das Nadelgewerbe weiter verbreitet, als heute; erst allmählich bildeten sich besondere Zentren dafür heraus, besonders da, wo ein großer Teil der arbeitenden Bevölkerung genau mit den erforderlichen Handleistungen und Handgriffen bei der Bearbeitung in traditioneller Weise vertraut war. Neben Aachen waren es in Deutschland besonders Iserlohn, Altena, Schwabach in Bayern und Ichtershausen in Thüringen, die sich zu Mittelpunkten einer leistungsfähigen und dort auch noch heute blühenden Nadelindustrie herausbildeten.

Aachen nahm schon früh unter diesen Plätzen eine führende Stelle ein. Um das Jahr 1770 begann man damit, bei der Bearbeitung der Nadeln einzelne maschinelle Einrichtungen anzuwenden, aber erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde — namentlich durch allgemeinere Benutzung der in England erfundenen Spitzenschleifmaschine — die Umgestaltung zu rein fabrikmäßigen Betrieben eine mehr allgemeine. Während bei dem voraufgegangenen Handbetrieb ein geschickter Schleifer an einem zehnstündigen Arbeitstage etwa 25 000 Nadelschafte zuspitzen konnte, leistete nun mit viel geringerer Mühewaltung ein Arbeiter dieselbe Arbeit an 300 000 und mehr Nadeln in derselben Zeit. Von jenem Zeitpunkte ab beginnt die staunenswerte Entwickelung der Aachener Nadelindustrie, welcher, wie allen anderen Großbetrieben, die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts den wesentlichsten Aufschwung brachten. Eiserne Tatkraft, sorgfältigste Beachtung und Anwendung aller technischen Fortschritte, kluge Auswahl besten Rohmaterials und nicht zum mindesten geschickte Ausnutzung der jeweiligen Weltlage und Handelsbeziehungen mit fremden Staaten sicherten dieser Industrie ihre Erfolgen und führten sie zu der heutigen achtunggebietenden Stufen empor. Dies wird uns am besten durch die Tatsache vor Augen geführt, daß heute in Aachen über 30 Nadelfabriken bestehen, wovon eine größere Anzahl sich eines förmlichen Weltrufs erfreut. Auch in den Nachbarorten Stolberg und Langerwehe ist dasselbe Großgewerbe durch etliche Fabriken vertreten, die besonders Messingnadeln herstellen. Einige statistische Angaben, deren Zahlen aber heute schon überholt sind, tun dies noch deutlicher dar: der Aachener Nadelbezirk verbraucht alljährlich über 800 Tonnen feinsten Stahls zur Nadelerzeugung und stellt etwa 3 100 000 Mille Nähnadeln, 65 000 Mille Maschinennadeln, 1 300 000 Mille Stecknadeln und etwa 35 000 Mille verschiedene andere Sorten von Nadeln, zusammen also 4 500 000 Mille oder 4½ Milliarde Nadeln im Werte von etwa 6 Millionen M. her. Es mögen ferner an 3000 Arbeiter und Arbeiterinnen sein, welche das Nadelgewerbe von Aachen und seiner Umgebung beschäftigt.

Außer den schon genannten deutschen Städten tritt sonst nur noch England und Amerika als ebenbürtiger Wettbewerber in der Nadelerzeugung im Welthandel auf. In England sind es besonders Birmingham und Sheffield, die sich einen Ruf in der Nadelfabrikation erworben haben; aber Aachen geht ihnen voran. Neben den genannten Ländern spielen Rußland, Oesterreich, Frankreich und die anderen europäischen Staaten nur eine untergeordnete Rolle in der Nadelfabrikation, ausgenommen Brüssel und Paris, das besonders in der Herstellung feiner Hut- und Schmucknadeln mit künstlerisch ausgestatteten Köpfen eine sehr geachtete Stelle einnimmt. Vor allem ist es erfreulich, daß Aachen mit seinen besten Fabrikaten sich kühn neben Sheffield und seine vielgepriesenen Nadeln stellen darf und daß es zum größten Teil auch deutscher, aus dem Ruhrbezirke bezogener Tiegel- oder Siemens-Martinstahl ist, welcher zur Herstellung dieser vortrefflichen Erzeugnisse verwandt wird. Nur die Nähmaschinennadeln werden auch heute meist noch aus englischem Sheffieldstahl bereitet.

So haben sich denn die Nadeln Aachens ein gewaltiges Gebiet erobert, und ihre Handelsbahnen umspannen den Erdkreis. Es gibt kaum ein Land oder Volk der Welt, das nicht Aachener oder doch deutsche Nadeln bezöge; selbst nach England, wo seine schärfsten Wettbewerber sitzen, werden sie ausgeführt.

Man sollte nicht glauben — wenn anders man sich nicht mit dem Gegenstande näher beschäftigt — daß so ein winziges Ding, wie eine Nadel, so zahlreiche Abarten haben und in seiner Her-

An der Schranke.

Skizze von F. Bram.

Blau spannte sich der Himmel über den Rhein, daß der in hellem Widerscheine erglänzte. Die Wärme des Tages wurde von einer leichten Brise gemildert. Das Wasser glitzerte in tausend kleinen Wellchen auf. Es teilte sich unter schweren Güterbooten und Schleppschiffen, es klatschte am Bug der hellen Personendampfer auf und tanzte um die Nachen, die zwischen dem Hüben und Drüben verkehrten. Dann verloren sich die großen Wogen in langen Kielwassern, die sich immer mehr erbreiterten und ruhiger wurden, bis sie sich im altgewohnten Spiele zerstreuten, wie die Aufregungen der Menschen nach einem erschütternden Ereignisse.

Auf dem Kai herrschte reges Leben. Die Wagen rollten auf der lindenbeschatteten Straße zwischen den neuen, üppig emporstrebenden Anlagen und dem drahtumhegten Doppelstrang der Schienen und brachten Mengen von Gütern nach der Eisenbahn. Noch mehr aber luden sie an den Landeplätzen ab. Die „Halbstück“ und „Stück“ schlossen sich zu stattlichen Reihen zusammen, die noch alle fort mußten, ehe die Hundstage mit ihrer Hitze einsetzten und jeglichen Versand unmöglich machten. Geschäftig lief der alte Krauenknecht umher, und Melak, sein zwölfjähriger Dackel mit dem zottigen Fell und der schneeweißen Schnauze, brachte seine Füße in Sicherheit, indem er sich quer über eines der Fässer rollte, als sei es so seine natürliche Bestimmung.

Fremde gingen durch die Anlagen, sahen hinunter nach dem sagenumwobenen Turm mitten im Wasser, nach der Ruine zwischen den steilen Weinbergen drüben und nach dem Weinorte mit dem berühmten Namen ganz oben, gerade gegenüber den baumbestandenen Auen, die aus dem Flusse in grüngoldenem Glanze auftauchten, wie Inseln der Seligen.

Es war schön hier am Rheine. Jeder schien es zu fühlen. Alle Menschen sahen heiter aus und sprachen mit lauten Stimmen, wie Leute, die sich frei und bodenständig fühlen auf Stätten alter Kultur und alten Glaubens. Ein gut Teil des Lebens, das sich im Städtchen in engen, altertümlichen Gassen, in breiten, neuen Straßen und in einer ehrwürdigen Kirche abspielte, ergoß sich zu bestimmten Stunden hier unten an das Ufer des Flusses und schäumte leichter und froher auf wie junger Wein.

Und übermorgen war nun auch noch Kirmes!

Schon waren die leinenen Paläste aufgebaut, die auf ihren buntbemalten Vorderseiten die Genüsse verrieten, welche der naiven Gemüter harrten: die Kinematographen, Schaubuden, lebenden Theater, wie die Schießbuden und die Karussells und Schiffsschaukeln.

Da, wo der Weg vom Rheinkai an der Budenstadt vorbei in die innere Stadt führte, stand am Uebergang Bahnwärter Werbrichs Wellblechbude. Und er selbst saß an dem schönen Morgen auf einem Stuhle vor der Schattenseite, guckte zu, wie die Leute flink aus den grünen Wagen nach ihren Kirmesbuden liefen, und unterhielt sich über die Aussichten auf Kirmeswetter mit den Steuerleuten, die nach ihren Schiffen gingen, mit dem Oelrock überm Arm und der blauen Mütze über den scharf geschnittenen Gesichtern und den hellblinkenden Augen, die gewohnt waren, wie Falken durch Wind und Regen und Sonnenschein auf das rechte Fahrwasser zu spähen.

Der Bahnwärter war ein kleiner, magerer Mann von kränklichem Aussehen. Die gelbe Farbe seines Gesichtes zeigte wenig von dem Einflusse der guten Wasserluft, die jeden Tag um die Nachmittagsstunde von unten herauf wehte und der Sage nach alles Ungesunde fortblies, daß man hätte glauben sollen, hier gäbe es ewiges Leben. Seine Augen waren dunkel und lagen tief eingesunken in ihren Höhlen wie erlöschende Kohlen.

Vom Steueramt drüben kam ein hübsches Mädchen gelaufen in einem sauberen Hausmacher-Waschkleid, die dunkeln Haare in dichtem Flechtenkranze aufgesteckt. Atemlos hielt sie an und legte ihre Arme auf das Rollgitter, das der Bahnwärter ihr gerade vor der Nase zugeschoben hatte.

„Jesses, Werbrich! Ich glaab, des dutt Ihr mir zur Schikan gerad ausgerechent jeden Morgen, wann ich hinüwwer zur Frau Gunkel renne will, die doch ohnehin immer schännt, das ich zu spät komm!“

Bahnwärter Werbrich zuckte die Achseln und drehte an der Kurbel, die weiter oben vor den großen Hotels den Durchlaß schloß.

„Vorschrift!“ sagte er dabei lakonisch. „Des begreife doch die Fraalent nie!“

Und indem er sich von der anderen Seite an das Gitter lehnte, fügte er gemütlich hinzu: „Laß doch des alte Gunkels warte, bis es sei falsche Perück auf sei Kopp kriegt! Deswege brauchst du dir doch net die Seel aus'm Leib ze renne, Traudche!“

Das hübsche Frisiermädchen lachte hellauf.

„Ja, Ihr habt's gut hier, Werbrich. Sitzt im Schatte und braucht Euch net ze hetze. Awwer ich mecht's doch net! Des wär mir langweilig, so da ze klewe un nix ze due!“

„Nix ze due!“ wiederholte der Bahnwärter empört. „Ich wollt doch, du dätst mich emol hier ablese, Traudche, hätist zwei Dag, un dann die dritte Nacht Dienst! Des Uffpasse! Des is kei Kinnerspiel, wie's aussieht!“

„Un Ihr liest dann mei Dame frisiere, mit un ohne falsche Zepp!“ ergänzte Traudche lachend.

„Des is gesund, das Laafe. Un nachmittags säß ich dann e bißche mit'm Strickstrumpf im Gäßche, un awends ging ich morgen uff die Kerb, wie's Traudche. Ja, des dät mir schon passe.“

Der D-Zug kam herangebraust und der Bahnwärter richtete seinen schmächtigen Körper zu dienstlicher Strammheit auf.

„Nu schaff dich schnell durch,“ sagte er dann, indem er mit Kraftanstrengung rollte und schob. „Da... In fünf Minute kimmt der annere D-Zug... So geht's hier de ganze Dag. Un des meinscht du wär Pläsir?“

Das Frisiermädchen schlüpfte flink wie ein Wiesel durch und verschwand in einem der stattlichen Häuser neben dem Bahndamm. Bahnwärter Werbrich holte die Oelkanne und ölte das schwergehende Rollwerk sorgfältig ein, ehe der nächste Zug kam. Dann gab es einmal zehn Minuten Ruhe.

Ein anderer Beamter erschien, mit einer eingerollten Fahne unterm Arm und einem großen Schraubenschlüssel, und klopfte klirrend an den Schienenverbindungen herum. Die Strecke war stark überlastet und mußte deshalb doppelt und dreifach revidiert werden.

Bahnwärter Werbrich spürte einen rasenden Durst. Er nahm einen fleckigen Emailbecher aus seiner heißen, engen Bude und ging zu der Pumpe nebenan. Da trank er mit tiefen Zügen, während er beobachtete, wie die Frauen aus den Wegen mit Eimern und Kannen herankamen.

Im Dienste durfte man nur Wasser trinken. Aber auch außerhalb seiner Wärterbude gab es nur dann Wein für Werbrich, wenn ihn einer seiner Kollegen an einem besonderen Tage zu einem Schoppen einlud, oder zu einem „Schollemolle“ (Schorle-Morle). Der von oben ... ja, der tat das manchmal, denn er konnte es bei seiner vermögenden Frau und der kinderlosen Ehe. Er dagegen hatte sieben lebendige Kinder, und seine Frau wartete immer schon auf das Gehalt, wie der Teufel auf eine arme Seele, und gönnte ihm keinen Groschen. Das war schon immer alles bestimmt für Schuhe und Hosen und dies und jenes.

Und Bahnwärter Werbrich hatte oft so eine Lust nach Wein, daß er sich schon krümmte, wenn er nur daran dachte. Eine krankhafte Begier, die immer mehr wuchs. Man hörte nur von Wein, man sah ihn beständig. Sie betrieben alle hier Weinhandel oder Wirtschaft, oder hatten eigenen Wein wachsen. Die kleinen Häuschen zwischen den Gasthöfen steckten im Herbste einen Strauß vor die Türe und schenkten ihren Eigenen aus, daß die Kundigen in manchen in Küche und Hausflur saßen. In jedem Wohnzimmer stand Sommers wie Winters die Weinflasche hinterm Ofen. Wenn der Most gärte, duftete es betäubend aus jedem Kellerfenster und man las in der Zeitung von Unglücksfällen. Und zur Zeit des Neuen gab es hier und da ein Aufsehen, weil plötzlich ein „Weingrüner“ vom Schlage abgerufen worden war. Man atmete förmlich Wein in der Luft, feurigen, lieblichen Rheinwein, der das Herz froh machte und die Zunge beredt. Sie schwammen alle darin, lebten davon, redeten davon. Nur Bahnwärter Werbrich kriegte keinen.

Es wurde ihm immer noch heißer von dem dummen, faden Wasser, meinte er. Darum ging er in die Bude, machte sein

stellung eine so tiefgreifende Spezialisierung und Gliederung erforderlich machen könnte. Aber man denke nur an die gewissermaßen fundamentalen Unterschiede zwischen einer Näh- und Stecknadel, zwischen ersterer und der Maschinennadel, zwischen beiden und einer Sicherheitsnadel oder einer Häkel-, Haar- oder Hutnadel! Dabei hat eine jede dieser Abarten wieder Unmengen von Unterarten, infolge kleiner Verschiedenheiten in der äußeren Form und Anwendung, die selbstredend nun auch auf die Fabrikation nicht unwesentlich zurückwirken, so daß nur wenige Fabriken alle Sorten von Nadeln herstellen, sondern die einzelnen zumeist nur gewisse „Spezialitäten" erzeugen.

Nun aber drängt es uns, den Betrieb in einigen dieser Fabriken uns selbst anzusehen. Wir beginnen den Rundgang bei dem Rohmaterial, den meist aus Altena oder Iserlohn, in einzelnen Fällen aber auch, wie wir schon hörten, aus Sheffield bezogenen Stahldrahtbündeln. Das erste ist, daß diese Päcke, deren Einzeldrähte auftragsweise schon auf die entsprechende Nadeldicke ausgezogen sind, auf größere Ringe aufgewickelt werden. Mit dem Drahtschneider, einer Art von Scheere, werden die Drähte dann auf doppelte Nadellänge geschnitten und im Feuerrichter durch gegenseitige Reibung im glühenden Zustande gerade gerichtet. Die Drähte heißen jetzt und bei der folgenden Bearbeitung, so lange sie noch doppelte Nadellänge besitzen, Schachte.

Wir folgen dem weiteren Entwickelungsprozeß und gelangen in den Schleifraum, wo eine große Anzahl von Schleifsteinen in Tätigkeit ist. Hier werden die Schachte bündelweise in Füllkasten, die sog. Führung gelegt. Ein mit einem Gummireif versehenes Rad faßt sie hier und führt sie reihenweise über den darunter laufenden Schleifstein. Indem das Rad sie seitwärts mit schräger Spitze und festem Druck auf den Schleifstein bringt, beginnen alle einzelnen Nadeln sich zu drehen, so daß die Spitze von allen Seiten angeschliffen wird. Diese Schleifsteine bestehen durchweg aus Sandstein, der sich naturgemäß sehr schnell abnutzt und alle paar Minuten während des Laufens mit einem Wetzstein geglättet werden muß. Neuerdings werden auch vereinzelt schon künstliche Schleifsteine verwendet, die aus Silicium-Carbit hergestellt sind und länger halten. Alle diese Schleifsteine drehen sich mit großer Schnelligkeit und machen bis zu 1200 Touren in der Minute. Es ist ein prächtiges Schauspiel, das sich hier dem Blicke bietet. In breitem Feuerstreifen sprühen die Funken gleich fließendem Wasser. Es ist ein wundersames Glitzern und Gleißen, besonders bei größeren Schachten, wie von Häkelnadeln, wo ein förmlicher Funkenbach vom Schleifstein stiebt. Aber diese hellen Funken, die winzigen Stahlteilchen, verbreiten nur Licht; man kann die Hand in ihren Strom halten und empfindet weiter nichts, als geringe Wärme.

Nachdem die Schachte beiderseitig geschliffen sind, kommen sie in den Stanzraum. Schmetternde Fallhämmer, die bis zu 80 bis 100 Stöße in der Minute machen, arbeiten hier in langer Reihe und schlagen zwischen ihren Matritzen die Vertiefung für eine Doppelöse in die Mitte der Schachten. Wie die Lettern in einer Setzmaschine liegen die Schachte in einem Kasten und werden, eine nach der anderen, in den Rinnen einer eingekerbten Walze unter den Amboß geführt. Die gestanzten aber wirft eine Vorrichtung seitlich im Bogen in den untergestellten Kasten. In den ausgestanzten Doppelösen werden nun die Augen ausgestochen. Durch diese werden darauf Drähte gezogen und nun erfolgt das Ueberbrechen der Schachte. Es geschieht dies in der Weise, daß sie in der Mitte durchgebrochen werden, wodurch beiderseitig je eine Nadelreihe entsteht. Die vom Stanzen her noch überstehenden Ecken, die sog. Flügel an der Oese, müssen nun abgeschliffen werden.

Jetzt ist die Nadel beim Härteprozeß angelangt, einem der bedeutsamsten in der ganzen Fabrikation. Es werden dabei die Nadeln bis zur Weißglut erhitzt und dann in einen Bottich mit Rüböl oder Thran geworfen, wobei die plötzliche Abkühlung sie schreckt und härtet. Die hierdurch erzeugte allzu große Sprödigkeit wird dann durch Erhitzen auf Eisenplatten bis zu dem gewünschten Maße wieder abgeschwächt.

Ein seltsamer Vorgang schließt sich jetzt an: das Scheuern der Nadeln im „Korsett". Zu diesem Zwecke werden bis zu 200 000 Nadeln bündelweise unter Zusatz von Schmirgel, Oel und Seife in grobes Leinen verpackt. Kräftige Eisenstäbe geben einen seitlichen Halt, und mit Riemen wird die ganze walzenförmige Verpackung verschnürt. So gelangen sie unter die Scheuerbänke, wo Holzrollen sie mit kräftigem Druck hin und her über geriefte Stahlplatten reiben. Das Wunderbare bei diesem Vorgange besteht darin, daß nun innerhalb dieser Packrollen und innerhalb jedes kleineren Bündels alle die tausenden Nadeln gleichfalls sich drehen und gegenseitig aneinander abschleifen und scheuern.

Nun folgt noch eine Reihe weiterer Vorgänge und zwar zunächst das Ausdrillen des Oehrs. Dies geschieht mit dem Drillbohrer. Die in einen Handgriff eingespannten Nadeln werden dabei durch die unglaublich geschickte und schnelle Handbewegung eines Arbeiters nacheinander der haarfeinen Spitze des Bohrers zugeführt. Wie schnell diese rundläuft, wird uns so recht augenfällig klar, wenn wir den Riesenumfang einer oben an einer Transmissionswelle rundlaufenden Trommel mit dem einer spindelförmigen Achse von winzigem Durchmesser vergleichen, die den Bohrstift in Bewegung setzt.

Schließlich werden die Nadeln noch abgeläut; es werden die Spitzen nachgeschliffen, die Nadeln sortiert und schließlich in der geeigneten Weise verpackt. Dabei gibt's noch allerlei Sinnreiches zu beobachten. Will man aus einer Menge von Nadeln alle in gleiche Richtung bezüglich der Spitze und der Oese bringen, so werden sie nicht lange ausgesucht, wie der Laie wohl denken möchte, sondern ein kleiner Junge oder ein Mädchen schiebt mit einem Lineal lange Nadelreihen langsam und gleichmäßig von einem Tische aus gegen dessen Kante vor. Plötzlich kippt, wie auf Kommando, ein Teil der Nadeln um und fällt herab. Es waren diejenigen, die mit der Oese, die etwas schwerer ist, nach vorn lagen, alle übrig gebliebenen haben die Spitzen nach der Kante zu gerichtet, und können nun in ihrer gleichmäßigen Lage zusammengefaßt und verpackt werden. Diese Prozedur heißt das Nadelschieben oder „Beihauptlegen". Man denkt bei diesem Vorgange wie auch bei dem vorhin geschilderten Scheuerprozeß, unwillkürlich an das Ei des Kolumbus.

In der voraufgegangenen Darstellung wurde die Herstellung der Nähnadeln geschildert. Selbstverständlich gestaltet sich die Fabrikation der anderen Nadelsorten wesentlich anders. So werden bei den Stecknadeln noch besonders die Köpfchen nach Art der Nietköpfe gestaucht. Auch wesentlich verschiedene Härtungsverfahren sehen wir, so eines, bei dem der zu härtende, besonders für Stricknadeln und Hutnadeln bestimmte Draht über lange Reihen winziger Gasflämmchen hinläuft, bis er glühend ist. Dann geht er von selbst weiter durch ein Oelbad zum Schrecken und rückt zum Schlusse wieder über eine kürzere Strecke von Gasflämmchen fort, die ihm die übergroße Härte nehmen. Recht einfach im Prinzip sind auch die großen Scheuerfässer, besonders für Sicherheitsnadeln und andere Nadelsorten, die nicht in den Korsetts gescheuert werden können. Diese Fässer sind zum Teil mit Sägemehl gefüllt und laufen beständig langsam um ihre Achse. In dieses Sägemehl werden nun die zu reinigenden und blank zu putzenden Nadeln geworfen. Die ständige Bewegung, mit der sie sich untereinander und an den kleinen Sägemehlspänen abreiben, vollführt im Verlaufe etlicher Tage die gewünschte Wirkung. „Eine Hand wäscht eben auch hier die andere," und blitzblank holt man die geputzten aus dem Fasse. Eine Maschine aber überragt an wunderbarer Zusammensetzung und Geschicklichkeit alle anderen. Sie dient der Herstellung von Sicherheitsnadeln. Als zu verarbeitende Materialien läuft ihr auf der einen Seite ein schmales Messingband zu, auf der anderen rücken dünne Stahlstifte selbsttätig heran. Die Maschine faßt nun die Drähte, biegt sie um, dreht eine Spirale in das umgebogene Ende und bringt sie nach einander auf einen kleinen Amboß. An der anderen Seite hat gleichzeitig die Maschine den Messingstreifen ausgestanzt und die ausgeschlagenen Stücke zu einer Hülse umgebogen. Nun schlägt auf dem Amboß der Hammer diese Hülsen auf die Nadeln fest. Dann kommt der Abschluß und das Meisterstück der Maschine, indem diese auch noch die Nadel, gleich einer geschickten Hand, zumacht und in den untergestellten Kasten wirft.

Eine besondere Art der Aachener Nadelfabrikation ist die Herstellung von Nadeln mit Glasköpfen, wie sie als Steck-, Krawatten- und Hutnadeln Verwendung finden. Dem Aufschmelzen dieser Glasköpfe zuzuschauen, ist gar fesselnd, aber es auszuführen, eine der ungesundesten und beschwerlichsten Arbeiten, obwohl es nur Aufmerksamkeit und keine Kraftaufwendung erfordert. Wir stehen in einem halb verdunkelten Raum. An langen Tischen sitzt eine große Anzahl von Mädchen. Jede hat vor sich einen seitlich gerichteten Bunsenschen Gasbrenner, dessen Flamme sausend in bläulichem Lichte wie aus einem Lötrohr hervorschießt. Mit der rechten Hand faßt ein solches Mädchen eine Nadel, mit der linken hält sie einen Glasstab wie eine Stange Siegellack in die Flamme. Und ebenso wie Siegellack beginnt das Glas, wenn es glühend ist, zu schmelzen und in zähen Klümpchen abzutropfen. Nun wird die Nadel herangebracht, der weiche Glastropfen wird aufgeklebt und durch geschickte Handbewegung zu einem Kügelchen oder einer Kugel abgedreht. Allerlei bunte Glasperlen, selbst sogenannte Phantasiesachen, wie kleine Tiere, besonders Vögel und Blumen, werden auf ähnliche Weise, wobei die bunte Glasmasse von der einen Arbeiterin zur anderen wandert, hergestellt. Es ist eine Wohltat, daß es nun schon Maschinen gibt, wo nur das Glasklümpchen auf die in einer Scheibe rotierenden Nadeln aufgeträufelt zu werden braucht — ja, daß man neuerdings sogar schon eine Maschine erdacht und in Benutzung genommen hat, bei der selbst das Auftröpfeln des Glasflusses von selbst auf automatische Weise geschieht. Gerade die kunstvollsten Sachen aber heischen nach wie vor Handleistungen der vorhin beschriebenen Art — und es schadete nichts, wenn einmal eine Dame, die achtlos ihre Hutnadeln mit den prunkenden Glasköpfen benutzt, sich klar machte, wie viel Arbeit und Mühe, bei nicht allzugroßen Löhnen, Mädchen leisten müssen, um diesen gleichgültig gebrauchten Schmuck herzustellen.

In dankenswerter Weise ist von verschiedener Seite, besonders auch noch in neuerer Zeit, der erfolgreiche Versuch gemacht worden, durch das Studium alter Schriften, wie sie die Archive bewahren, einiges Licht über die Geschichte der deutschen, und

---

Handtuch naß und wusch sein spärliches, dunkles Haar, daß zu den schwarzen Spuren im Tuche neue kamen.

So, nun würde hoffentlich bald sein Essen erscheinen. Er hatte zwar keinen besonderen Hunger jetzt, schon seit einiger Zeit nicht mehr, und seine Frau lag ihm in den Ohren, daß er noch einmal zum Arzte gehen sollte. Denn den hatten sie ja wenigstens frei. Aber es war doch ein bißchen Unterhaltung, wenn sein Adam kam oder das Roschen und den Kleinsten mitbrachte, seinen besonderen Liebling. Ja, den hätte er wohl nicht hergeben mögen für alles Geld der Welt. Aber Wein . . . !

Die langen Güterzüge rollten langsam durch und die bedächtigen Personenzüge, in denen die vierte Klasse am belebtesten war und die Fahrgäste wie Brustbilder aus den Fenstern guckten . . .

Das Roschen kam mit dem Essen; aber es schmeckte ihm nicht, es wurde ihm förmlich übel vom Geruch. Ja, sie hatten wohl recht, wenn sie meinten, Bahnwärter Werbrich stecke in keiner guten Haut. Aber was nützte das, wenn man sich doch nicht stärken konnte!

Verdrossen sah er über die Kinder weg. Das Mädchen saß ganz still da, müde von dem schattenlosen Wege. Sie wohnten weit draußen in dem nächsten Dorfe, wo es sich billiger lebt, als in der Stadt. Der Kleine spielte um so lebhafter in dem engen Raume.

Plötzlich schlug der Vater ihn auf die kleinen, schmutzigen Finger. „Was schaffste da!" rief er dabei zornig. „Muschte denn alles anpacke hier?"

Der Junge fing an zu heulen; er war es nicht gewöhnt, daß der Vater ihm etwas tat. Die Größeren, ja die kriegten wohl nicht allzu selten ihre „Fäng", denn Vater wie Mutter hielten es noch mit dem biblischen Wort von der Züchtigung derer, die sie liebten. Aber der kleine Verzug hatte bis jetzt noch keinen Teil daran genommen.

Das Roschen sah erstaunt zu seinem Vater in die Höhe. Denn er war sonst kein böser Mann und die paar kleinen, zugespitzten Hölzchen, die bei dem Schlage aus des Kindes Händchen fielen, schienen ihr nicht der zornigen Rede wert.

„Alles da erum in die Händ nemme . . . un nachher hawwe ich de Verdruß!" fügte der Bahnwärter ärgerlich hinzu. „Ihr könnt auch draußen warte, ihr nixnutzige Trabante. Da is auch net so heiß."

Das Mädchen faßte den kleinen Buben gehorsam an der Hand. Aber der war nicht an solche Behandlung gewöhnt. Erst sah er stumm und starr den Vater an, dann hielt er den Atem an — und dann brach mit elementarer Gewalt ein Heulkonzert aus, daß die Wände der Bude von dem Geschrei widerhallten . . .

„Was is denn hier los?" frug der gemütliche dicke Polizist und steckte den Kopf durch die angelehnte Türe.

Der Bahnwärter bückte sich hastig und verlegen, als müsse er etwas aufheben. Dann besann er sich und richtete sich auf.

„Ach, nix," sagte er verdrießlich. „So e bißche Familiefreude, wisse Se . . . Nu sei still, Bubche, sonst holt dich der Schandarm mit. Gelle?"

„Jo, jo. Sei e ordentlicher Bub un hör uff."

Der Junge sah mit versteinertem Gesicht den Polizisten an.

„Nu geht enuffer; schnell, ihr zwä. Un daß de dem Rosche folgst, Bubche!"

Der Kleine steckte den Finger in den Mund, hing sich mit der Rechten in den Rock des Schwesterchens und wackelte ganz verschüchtert von dannen.

„Für was mer net alles do sein soll," sagte der Polizist lachend. „Hier für de Kinner ze erschrecke, do für'm Gunkel sei Weinfässer ze bewache, daß se net wieder angebohrt wern in der Nacht . . ."

„Widder mol?" frug der Bahnwärter zerstreut und sah den Kindern nach, die langsam davonzogen. Der Kleine schluchzte noch manchmal auf, als wenn er innerlich gestoßen würde.

„No jo, des is immer von Zeit zu Zeit so," entgegnete Ebeler. „Des kennt mer jo nit annerscht. Ich hätt mal Luscht, mich nachts e bißche in Euer Bud ze versteckeln."

„Ich hawwe ewe nachts kei Dienst, nur aushülfsweis. Awer Ihr könnt jo dä Waldvogt vom Nachtdienst froge."

„Dä Gunkel isch ganz ausenanner. Er schännt gewaltig uff uns Polezei. In Preiße drüwe war des schunn lang e Beamtebeleidigung."

„Jo, jo. Er soll sich selwer nachts uff sei Fässer hocke. Oder se misse extra einen für dä Kai anstelle."

„Des gewiß. Awwer bezahle wolle se jo nix im Stadtrat. Un mir hawwe doch ka Zeit. Nu is jetz widder de Kerb, un unseräns hot genug ze dun, wenn se sich in de drei Dag bludige Käpp hage, so um Uhrer Zwölf!"

„Jo, Ihr werd' froh sein, wenn se erum isch."

„Des gewiß. Sunscht, ich hab ganz gern Kerb. S'ischt doch ämal was Scheenes unn Luschtiges. Un des muß mer feiere."

Bahnwärter Werbrich sah neidvoll die Gestalt des gemütlichen Polizisten an, die aussah wie die sieben fetten Jahre. Ja, der konnte es aushalten. Zu wie vielen Schoppen der wohl im Tage eingeladen wurde? — bis er Gott einen guten Mann sein ließ und des Gunkels Halbstück vor den Lagerhäusern sich selbst bewachen durften — denn wer seine Nase in alles steckte, erfuhr mehr als ihm gut war!

„Jo, jo . . ."

„Also gesehe hawwe Sie ach nix, Werbrich?"

„Ich sag Ihne jo, ich bin jetzt die Woch nur emol aushülfsweis im Dienst nachts gewese. Mir is net gut."

„Des sieht mer Ihne an. Sie hawwe jo e Farb, wie wenn Sie die Gelbsucht kriege wollte. No denn gude Besserung."

„Danke scheen."

Bahnwärter Werbrich hatte im Gespräch mit dem dicken Polizisten es beinahe versäumt, rechtzeitig die Schranke zuzuziehen. Der Zug brauste gerade vorbei, als er eben im letzten Augenblick ein paar Fuhrleuten das Gitter noch vor die Nase gerissen hatte. Nun schimpften sie, wie nur rheinische Fuhrleute schimpfen können, die ihre „Trinkgelder" auch für das kriegen, was in dem Worte liegt. Und weiter oben — dem Bahnwärter stand ein paar Augenblicke lang das Herz still — hoffentlich hatte er doch früh genug geschlossen? Wenn da etwas geschehen wäre?

Aber der Zug sauste nun schon in den Bahnhof ein, und keiner der Passanten wandte den Kopf herum nach der Stelle, wo der Durchlaß war. Es hatte gut gegangen.

Er spannte seine Sinne von jetzt an schärfer an.

Böse Buben warfen einen herrenlosen Hund über das Gitter, als die Schranke schon geschlossen war, und freuten sich auf das Grausige, was nun geschehen würde. Aber der Bahnwärter, der bis dahin teilnahmslos dagestanden hatte, drehte sich nun unvermutet um und langte dem nächsten eine tüchtige Ohrfeige herunter.

„Wollt ihr euch wohl wegschaffe, ihr Galgestrick!" rief er zornig, ging ein paar Schritte vom Posten, griff den ängstlich hin- und herlaufenden Hund am Nackenfell und schob ihn nach der anderen Seite in Sicherheit. „Meint ihr, die Bahn wär für eure Lumpestreich da? Wer weiß, wo ihr noch hingerat, ihr Dierquäler . . ."

Der Nachmittag war noch unruhiger wie der Morgen. Die Züge von oben und von unten folgten sich fast auf dem Fuße; vom Bahnhofe gellte das Pfeifen und Rufen der Rangiermaschinen, von der Budenstadt antworteten andere unentwirrbare Geräusche. Und dazwischen wogte schon eine Menge Menschen in der freudig erregten Kirmesstimmung, gingen die Fremden von den Schiffen und Ueberfahrtsschiffchen zur Bahn, nach den Gasthöfen.

Alles war lustig, lebhaft, weinfroh. Für den Bahnwärter gab es Zusehen und Aufpassen.

Er fühlte sich ganz taub und blind, als die ersten Sterne klar am lichten Abendhimmel aufstiegen und er seinen Korb nehmen und endlich heimgehen durfte. Nicht hungrig, aber erschöpft . . . Etwas von dem haben, was hier in all den Häusern, in den Wirtschaften im Ueberflusse floß . . . Wein, Wein!

*

Zwei Tage lang schlugen die Wogen der Fröhlichkeit hoch auf dem Kirmesplatze. Die Kinematographen luden unaufhörlich zum Besuch ein, die Photographen machten glänzende Geschäfte, und das elektrisch betriebene Karussell strahlte mit seinen tausendfach in Silberflittern und Spiegeln wiederflimmernden Lichtern wie ein Feenpalast in die laue Frühsommernacht hinaus. Ueberall war Leben, Freude, Gedränge, bis die Luft sich endlich er-

insbesondere auch der Aachener Nadelindustrie zu verbreiten. Den bisherigen Ergebnissen dieser Forschungen hier Raum zu geben, würde viel zu weit führen, obwohl es einen eigenen Reiz hat, darin zu blättern, von den Vorschriften und Satzungen der mittelalterlichen Zünfte zu hören, von ihren Beschwerden, Anträgen und Erfolgen und allen diesen, uns jetzt so kleinlich erscheinenden Verhältnissen, die doch dazumal so bedeutsam und für die Entwickelung des Gewerbes ausschlaggebend waren. Wollte man übrigens eine zusammenhängende Darstellung der Art der Nadelverfertigung seit den ältesten Zeiten geben, so würden bald große Lücken sich fühlbar machen, die sich über weite Zeiträume erstrecken. Denn man weiß recht wohl aus den Funden in sog. prähistorischen Gräbern und Herdstätten, daß schon in der Urzeit Menschen aus Fischgräten und Knochensplittern sich nadelartige Vorrichtungen verfertigten, und daß alle alten Kulturvölker Nadeln benutzten; wir kennen die Fibulae der alten Römer, welche in sich die heutige Sicherheitsnadel und die schmuckreiche Brosche vereinigten, und wir haben ihrer eine Menge in unseren Altertumsmuseen. Aber über den Ursprung des deutschen Nadelgewerbes — ob es von Nürnberg ausgegangen ist, ob es von Spanien und den Mauren herüberkam — über dies und vieles andere haben wir nur Vermutungen. Forschereifer in deutscher Gründlichkeit wird hier gewiß noch manches Dunkle aufhellen und ursächlichen Zusammenhang auch da feststellen, wo heute noch Unklarheit herrscht; aber uns interessierte hier mehr das Leben der Jetztzeit. Im Funkenstrom der kreisenden Steine, im harten Geklapper der fallenden Hämmer, im bunten Getriebe rastloser Maschinen zeigt sich uns ein so packendes Bild der Gegenwart, daß davor selbst die eindringlichsten Momente der Vergangenheit erblassen.

Kleines Feuilleton.

Bei Kaiser Wilhelm in Potsdam zu Gast.

Ein Mitarbeiter des Gaulois veröffentlicht eine interessante Erzählung des Herzogs de La Salle-Rochemaure, der in Potsdam die Gastfreundschaft des Deutschen Kaisers genossen hat und der seine Eindrücke in einem Buche zusammengefaßt hat, das als Privatdruck ausschließlich seinen persönlichen Freunden bekannt ist. Der Herzog schilderte die Fahrt von Berlin nach Potsdam, die er in Gesellschaft des Hrn. v. Schoen gemacht hat; der Minister stellt im Muschelsaal den französischen Besucher den anderen Gästen vor, dann führt man den Herzog in ein Nebenzimmer, wo ihn der Kaiser erwartet. „Beim Eintritt durchstreift mein Blick das Zimmer, um den Kaiser zu suchen. Er steht mit dem Rücken dem Fenster zugewendet. Hr. v. Schoen stellt mich vor; der Kaiser reicht mir die Hand. Die vorschriftsmäßige tiefe Verbeugung gibt mir Zeit, meine höchste Ueberraschung zu verbergen. Denn der Kaiser sieht so ganz anders aus wie die bekannten offiziellen Porträts. Er hat so wenig an sich von jenem »Capitän«, bei dem eine harte stolze Note bis zur Uebertreibung unterstrichen wird und die der legendäre Schnurrbart steigert. Der Mann, den ich vor mir sehe, ist ein junger, liebenswürdiger Grandseigneur, sehr souverän, mit fröhlichem, offenem, fast sanftem Blick und zwanglosem Lächeln. Der Kaiser spricht ein tadelloses Französisch des siebzehnten Jahrhunderts, er spricht ohne jede Schwierigkeit und ohne daß Wort- und Satzverbindungen ihm Mühe machen. Mit ein paar liebenswürdigen Worten bedauert er das trübe Wetter, das der Gast in Berlin gefunden hat. Dabei kommt die Rede auf das Klima Frankreichs und der Kaiser bemerkt: »O, Ihr Klima ist ganz verschieden, unvergleichlich besser, regelmäßiger und gelinder. Ihre gewaltigen Küstenlinien, die vom Golfstrom bespült werden, geben eine viel angenehmere Durchschnittstemperatur.« Ich könnte versucht sein, zu glauben, daß der Kaiser, der die deutsche Marine wie mit einem Zauberstab erschaffen hat, Frankreich um seine herrlichen Küstenlinien beneidet, aber aus ihm spricht nur anerkennende Bewunderung und der Wunsch, einem Franzosen etwas Schmeichelhaftes über seine Heimat zu sagen. Inzwischen ist die Kaiserin eingetreten. Der Kaiser führt mich zu ihr und stellt mich ihr vor mit einem liebenswürdigen Worte, als aufmerksamer Hausherr. Die Kaiserin ist groß, schlank; mit ihrem gewiß leicht gepuderten Haare, mit ihrer Gestalt einer jungen Frau ist auch sie von souveräner Eleganz. Sie trägt eine schwarze Seidenrobe, wenig oder gar keinen Schmuck; als ich mich beuge, ihre Hand zu küssen, glaube ich am Handgelenk jenes Armband zu sehen, das ein Zeugnis des Mutterglückes ist, die aneinandergereihten Miniaturbilder ihrer sieben Kinder und in der Mitte, in einem Herzen, das Bild des Kaisers. Das Frühstück ist inzwischen serviert. War es nicht in dem Buche Hurets, das ich las: »Die Kaiserin ist eine ausgezeichnete Frau, deren Intellekt mit dem ihres Gatten nichts gemein hat. Z. B. hat sie nicht die Gabe der Unterhaltung.« Als Tischnachbar der Kaiserin kam ich zu einem ganz anderen Urteil. Sie spricht sehr leicht französisch und führte eine der interessantesten und vielseitigsten Unterhaltungen, vor allem über Werke der Wohltätigkeit in Paris ... Mir gegenüber saß der Kaiser in lebhafter Konversation mit seinen beiden Nachbarinnen. Er ist angeregt, sein Blick heiter und lebhaft. Die rechte Hand, an der drei oder vier Ringe aufblitzen, unterstreicht bisweilen einen Ausspruch; der Eindruck verstärkt sich, daß er ein angenehmer, liebenswürdiger Plauderer ist ... Wie bei uns gewöhnlichen Sterblichen befragt die Kaiserin mit einem Blick ihren Gemahl, ehe sie sich von der Tafel erhebt, um in einen Nebensalon zu gehen. In der Ecke eines großen Zimmers an einem Tische mit Zigarren gibt mir der Kaiser bei der Auswahl einen Ratschlag und reicht mir das brennende Zündholz.« Das Gespräch berührt die Persönlichkeit Leos XIII., der den Herzog beim Kaiser eingeführt hat; dann kommt die Rede auf die Arbeiterpartei, der Kaiser spricht vom Sozialismus etwa in dem Sinne seiner Breslauer Reden an die Arbeiter ... Dann wird von französischen Persönlichkeiten gesprochen. Ich möchte nicht vergessen, den vollkommenen Takt zu erwähnen, die korrekten und maßvollen Aeußerungen, mit denen der Kaiser über verschiedene französische Präsidenten und über unsere ersten Politiker sprach. Der Graf X. nähert sich dem Kaiser, der mir dann sagt: »Die Stunde Ihrer Abfahrt ist gekommen. Besuchen Sie Berlin nicht bei diesem schlechten Wetter; kommen Sie wieder, wenn die Linden blühen.« Für alle Scheidenden hat der Kaiser ein liebenswürdiges Wort und er reicht mir noch einmal die Hand, als ich mich endgültig verabschiede ...“

** **Die Dollarprinzessin und der Vizefeldwebel.** „Auch eine Dollarprinzessin“ gab dieser Tage in Bromberg eine seltsame Gastrolle. Die Dame, eine geborene Brombergerin, war mehrere Jahre in Rußland und hat sich dann zwölf Jahre in Amerika aufgehalten, wo ihr eine Erbschaft in Höhe von 250 000 M. zufiel. In einem Anfall von Glückstaumel kehrte sie nach Bromberg zurück und lernte dort in einem Lokal in der Bahnhofstraße einen Vizefeldwebel vom 148. Infant.-Regiment kennen, der ihr sehr gefiel. In fröhlicher Laune versprach sie dem Vizefeldwebel für jeden Kuß 20 M. Diese seltene Gelegenheit zu leichtem Gelderwerb nutzte der Feldwebel tüchtig aus, so daß seine Taschen bald mit Gold gefüllt waren. In dieser gehobenen Stimmung vergaß er ganz seinen Dienst; einem Vorgesetzten, der ihn zur Kaserne zurückholen wollte, widersetzte er sich und leistete dieser Aufforderung keine Folge, so daß die Sache für ihn ein sehr unangenehmes Nachspiel haben dürfte. Die „Dollarprinzessin“ ist nach dieser Liebesaffäre schleunigst aus Bromberg abgereist.

---

schöpfte, bis die Musik verstummte und das nächtliche Dunkel sich auf die müden Bäume herabsenkte.

Für wenige Stunden nur, dann war die kurze Nacht vorüber. Der Vorhang hob sich wieder von dem herrlichen Rheinbild, und ein Tag brach an, schön wie der erste Schöpfungsmorgen.

Als die Stadt später als sonst ihre schlaftrunkenen Augen aus dem Kirmesrausche erhob und in den Alltag schaute, hörte sie etwas, was die am Rheine schon früher vernommen hatten: ein Bahnwärter zunächst der Schranke an der Budenstadt war vom Zuge überfahren worden!

„Is denn wohr?“ frug das hübsche Traudchen und blieb an der Wärterbude stehen, an der sie sonst immer so eilig vorbeigelaufen war. Heute hatte sie Zeit; nach der Kerb stand doch niemand so früh auf, überall hatte sie warten müssen.

Ein strammer, junger Mensch stand nun an der Schranke, dem man den gedienten Soldaten in Figur und Haltung ansah.

„Is denn werklich der Werbrich? Jede Morgen hawwe ich en als geschännt, daß er mir's Gitter vor der Nas zugemacht hatt, und nu ...“

„Ja, des hawwe mich wohl als Fuffzig gefragt,“ antwortete der junge Mann gleichmütig. „Hin is hin, Frailein; eimol misse mer alle sterwe.“

„Des sage Sie ... Awer so e Mann, mit 'm Haus voll Kinner, un denn so im Dienst ze sterwe!“

„Dienst? Wie mersch nemme will. Awwer des wor e ganz schener Dienst!“

„Wieso?“

„No, beim Gunkel seine Woinfässer driwe! Des hätt ich aach verrichte kenne! Ganz foin hot er das gemacht, wer weiß wie oft schon angebohrt, un nachher säuwerlich mit'm zugespitzt Holzche die Faß verschlosse, daß der Mann kei Schade hawe soll!“

„Jesses, Jesses! Is das denn wohr?“

„Wenn's net geloge is!“

„Wie is denn erauskomme?“

„No, unsere hohe Polizei hat aach emol en Erleuchtung gehabt! Des kann als em unschuldige Mensch bassire, daß em was einfällt. Un so is denn einem von unse Sicherheitskommission neulich auch was uffgefalle ...“

„No, was wird des denn gewese sein?“

„Nor e klein spitz Hölzche, womit eins von dem Werbrich seine Kinner so gespielt hat, hier in der Bud ...“

Das Mädchen sah sich scheu nach dem engen Raume um, als müsse es da noch eine Spur von dem Schrecklichen finden, was sich zugetragen hatte.

„O, die arme Kinner,“ sagte Traudchen schaudernd. „Sonst, der Werbrich war mer eigentlich immer e unheimlicher Mensch.“

„Ach was. E kranke Mann war er, der sich hätt misse pflege kenne. Ganz auseinanner war er im Kopp, sonst hätt er des doch net gedan.“

„Wann is es denn bassirt? Un wie?“

„No wie 's da unne uff der Kerb so recht am lautsten war, is dem Ebeler eingefalle, nu wär e scheene Zeit, wo einer sei Dorscht billig lösche kennt, ohne daß jemand uff 'm Gunkel sei Faß acht hätt. Un so war 's denn aach: kaum, daß er e Vertelstund da sich verborge hält, erwischt er dä Werbrich, der dä Nachtdienst hat, weil dä anner nu schon e Woch krank is.“

„No, un da hott er den gleich mitnemme wolle?“ frug Traudchen mit erschreckten Augen. Ihr bräunliches Gesicht war ganz blaß geworden.

„Noi, warum aach? Er kannt en jo! Unn denn, er war jo noch im Dienst. Unn uff ämol schreit der Werbrich wie verrickt uff — wahrscheinlich is ihm eingefalle, daß der Zug kimmt, unn die Schranke noch uff sinn — springt iwer's Gitter un rennt de kürzeste Weg nach seim Poste. Awwer da kam der ein Zug ihm schon vun owe entgege, unn dä annere von unne ... So war'sch.“

„Also net gern hot er sich iwerfahre lasse?“

Der stramme junge Mann zuckte die Achseln. „Weeß mersch denn? Er is im Dienst verunglickt. E bißche e Sonnestich muß der Mensch jo gehabt hawe. Ich glaub, er hätt ohnehin net mehr lang mitgemacht.“

„Un die Fraa, die Kinner?“

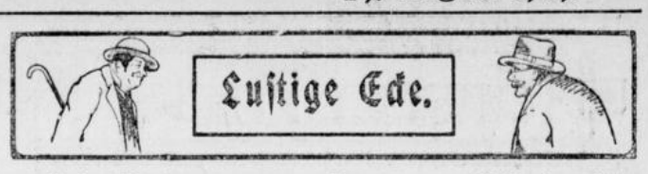
Er is im Dienst verunglickt. Heut wär er schon net mehr drinn gewese.“

„Ob er das net gedacht hot?“

„Jo, da misse Se unse Herrgott froge, Frailein. Ob der sich iwwerhaupt noch was gedenkt hot? No, er hot 's iwwerstande. Jo, des sieht sich so leicht an, unn is doch net so ohne, hier an dem Iwwergang.“

Er sagte das mit Selbstgefühl, wie einer, der auf einem großen Posten steht und sich der Verantwortlichkeit bewußt ist. Dann zog er mit wichtigem Gesicht das Gitter zu, an dem Jahrelang ein anderer gestanden hatte. Er dachte an das hübsche Mädchen in der goldenen Rheinstadt oben, das er nun heiraten wollte, wenn sie ihm treu geblieben war. Denn nun bekam er ja wohl die Anstellung und war richtiger Beamter.

Der Zug rollte vorbei. Wieder standen die Reisenden am Fenster und sahen entzückt auf die Landschaft, die in bläulichem Duft und Grün und Sonnengold sich ausbreitete, wie eine Welt, in der es keine Leiden und Sorgen geben kann, zwischen deren Rebenhügeln der Vater Rhein floß und sein uraltes Lied von der Vergänglichkeit der irdischen Dinge sang, aber auch von der Hoffnung, die darüber leuchtet, wie das Licht über dem irdischen Nebel.



* **Beim Wort genommen.** Braut: „... Weißt du, lieber Schatz, mein Vermögen hat sich durch Erbanfall um 100 000 Mark vermehrt.“ — Bräutigam: „Liebste, Teuerste, hast du oft solche Anfälle?“

* **Schneidig.** Kadett: „Kamerad Judesky hat wirklich 'n schneidiges Auftreten. Jestern mit ihm Konditorei jewesen, hat dort Schokolade beanstandet!“

* **Patriot.** Leutnant: „Bin natürlich wie Majestät Mutualist. — Will gleich mal im Konversationslexikon nachsehen, was das eigentlich ist.“

* **Wißbegierig.** „... Mama hat mir erzäht, du hättest wieder gelogen, Willi. Als ich so alt war wie du, hab' ich nie gelogen.“ — „Wann hast denn du angefangen, Papa?“

Spiel- und Rätsel-Ecke.

Streichholz-Aufgabe.

Durch Umstellen der 12 Hölzchen soll aus dem Worte

TINTE

ein wohlschmeckendes Getränk gebildet werden. Welches ist dies?

Rätsel.

Gern verzicht auf ein Gericht
Ich, wenn's angebrannt.
Doch gibt's eins, das schmeckt nur so.
Ist dir dies bekannt?

Vexierbild.

Wo ist der Vogelsteller?



Scherzfragen.

1. Was gehört zu einem gut sitzenden Stiefel?
2. Was ist das beste am Kalbskopf?
3. Wer ist klüger, ein Arzt oder ein Dieb?

Visitenkartenrätsel.

Dr. Ewald Ling

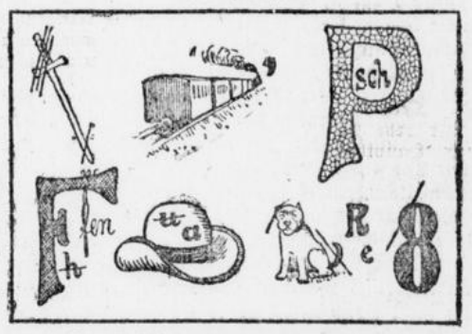
Der Inhaber vorstehender Visitenkarte verbringt seinen Urlaub in der Schweiz. Wo er sich aufhält, erfährt man, wenn man die Buchstaben seines Namens richtig umstellt.

Merkrätsel.

Leier Luege Schick.

Aus vorstehenden 3 Worten bilde man durch Umstellen der Buchstaben 2 neue Worte, die einen Wunsch für jeden unserer Leser bei Beginn seiner Ferien ergeben.

Bilderrätsel.



(Die Auflösung folgt nächsten Sonntag.)

Auflösungen der vorigen Sonntags-Beilage.

Skataufgabe.

A: tB, kB, k10, kD, k9, tK, p10, p7, cK, cD.
C: pB, eB, kA, kK, t10, t7, pK, c9, c8, c7.

1. Stich: cD, **cA**, c7 + 14,
2. „ k7, **kA**, k10 — 21,
3. „ c8, cK, **c10** + 14,
4. „ **tA**, t7, tK + 15,
5. „ **pA**, pK, p7 + 15.

Den Rest erhalten die Gegner. Der Spieler hat mit 64 Augen gewonnen.

Magisches Quadrat.

Der zu suchende Buchstabe ist: k. Die Worte sind:
1. Deck. 2. Ecke. 3. Oker. 4. Kilo.

Telegraphenrätsel.

Derwisch **Cha**os **Qua**lle **Wyk** **Sche**ck **Drako** **Metz**.
Der Hallesche Komet.

Anfügungsaufgabe.

Drache **Regel** **Esprit** **Arom** **Druck** **Nadel** **Oheim** **Ubier** **Grille** **Halter**
Trubel.
Dreadnought.

Bilderrätsel.

Fuchsschwanz.

Gleichklang.

Mönch.

Literarisches Versteckrätsel.

Emanuel Geibel.

(Nachdruck und Nachbildung aller Teile untersagt.)

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Bestler in Köln.
Rotationsdruck und Verlag von J. P. Bachem in Köln.

Unsern Frauen.

Zum Nachdenken.

Mir ist schon längst die ganze Lust
Am Lob der Welt verleidet:
Nicht, was du schaffst, nicht was du tust,
Nur was du bist, entscheidet.

*

Die Tugend, die voll Stolz sich gibt,
Ist eitles Selbsterheben:
Wer alles Rechte wahrhaft liebt,
Weiß Unrecht zu vergeben.

*

Zwei Dinge sollen tapfern Mann
Nicht mit Verdruß erfassen:
Die, die er nicht mehr ändern kann
Und die sich ändern lassen.

*

Wohltun und nicht freundlich sein
Reicht ein Brot und macht's zu Stein.

*

Die Liebe
Ist tief ja wie das Meer; je mehr sie gibt,
Je mehr auch hat sie noch.

*

Zur Lehre hat uns Gott den Kopf gegeben,
Und was ein Mann sich in den Kopf gesetzt,
Da setzt er fröhlich auch den Kopf daran.

*

Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll,
So lang man das nicht hat, ist nicht sein Friede voll.

*

Zwischen Glück haben und glücklich sein ist
immer noch ein großer Unterschied!

*

Was weinest du? Weinst du um Erdennot,
Weil über dir die Trübsalswolke dunkelt?
O, siehe, wie das Ostermorgenrot
So hell auf den Karfreitagabend funkelt!
Drum dulde, bete, glaube, hoff' auch du:
Was weinest du?

*

Mein Sohn, nimm dich in acht vor den gescheiten Leuten,
Die alles wissen und versteh'n und deuten,
Vor denen alles klar, die alles dir erklären
Und keine Nahrung doch für Herz und Geist gewähren.

*

Das kleinste Ding acht nicht gering.

*

Trennung ist unser Los.

*

Neue Besen kehren gut.

*

Wo einer hin will, da tut das Glück die Tür auf.

*

Des Menschen Engel ist die Zeit.

*

Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt immer Knecht.

(LA) Kochschulen mit Abendkursen für Fabrikarbeiterinnen.

Von **Marie Heller** (Berlin).

Unserer Arbeiterbevölkerung fehlt es vielfach an tüchtigen Hausfrauen; das ist zweifellos ein Grund, weshalb soviel Elend im Arbeiterstande herrscht, denn nur eine tüchtige Hausfrau wird dem Manne das Leben im Hause und in der Familie angenehm machen. Nur sie allein vermag ihn auf die Dauer dem Wirtshausleben fernzuhalten, indem sie ihm den Aufenthalt in der eigenen Häuslichkeit — und sei sie noch so einfach und bescheiden, — zu dem schönsten macht, den es für ihn gibt. Nur eine geschulte Hausfrau versteht es aber auch, durch Ordnungssinn, Reinlichkeit und kluge Anordnung so zu sparen, wie es bei den bescheidenen Einkünften ihres Mannes erforderlich ist. Mit Recht sagt ein altes Sprichwort: „Was die Frau erspart, ist so gut, als was der Mann verdient."

Doch die Kunst des Haushaltens ist keine leichte und keine, die ohne gründliche und systematische Anweisung erlernt werden kann, namentlich nicht im Arbeiterstande, wo so vieles von dieser Kunst abhängt, und wo sie doppelt schwer auszuüben ist. Handelt es sich doch um kleine Töpfe auf kleinem Feuer, aus denen doch alle satt werden sollen, und um geringe Ausgaben, die um keinen Preis vermehrt werden dürfen, wenn das Große, das aus ihnen hervorgeht, „das Glück der Familie", nicht gestört werden soll.

Nun ist aber das Erlernen der Hauswirtschaft gerade für die Töchter der Arbeiter mit ganz besonderen Schwierigkeiten verknüpft, da eine häusliche Unterweisung und die Anleitung in der eigenen Familie in den meisten Fällen nicht zu ermöglichen ist, weil die Mutter selbst oft den ganzen Tag außer dem Hause tätig ist, um gegen Lohn zu arbeiten und so den spärlichen Verdienst des Vaters um ein Geringes zu erhöhen.

Um diesem bedauerlichen Zustande abzuhelfen, hat ein Freund der Arbeiter, ein wohlhabender Kaufmann, mit Namen Blessig, schon vor über fünfzig Jahren in Straßburg i. E. eine Stiftung gemacht, die noch heute besteht, und die den Zweck hat, armen, aber rechtschaffenen Arbeiterfamilien die Mittel zu gewähren, ihre Töchter vom zwölften Jahre an im eigenen Hause im Kochen und in der häuslichen Tätigkeit zu unterweisen. Da jedoch diese Stiftung nur in sehr engem Kreise Segen zu verbreiten vermag, so muß für die zahlreichen Töchter der unbemittelten Familien, die oft sofort nach Beendigung ihrer Schulzeit an den Broterwerb denken müssen und in den Fabrikdienst einzutreten gezwungen sind, in anderer Weise gesorgt werden, wenn jemals gute Hausfrauen aus ihnen werden sollen.

Das ist auch bereits in reichem Maße geschehen durch die Gründung von Kochschulen, die ihre Lehrkurse in den Abendstunden abhalten und es so auch den sehr beschäftigten Arbeiterinnen ermöglichen, an ihnen teilzunehmen und aus der dort erteilten Unterweisung Nutzen zu ziehen.

Eine der ersten Anregungen auf diesem Gebiete gab der unter dem Protektorate der Großherzogin von Baden stehende und von ihr gegründete Badische Frauenverein, der die verschiedensten Anstalten für die Ausbildung der Töchter der breiteren Volksschichten ins Leben gerufen hat, und der auf die Notwendigkeit hinwies, die Fabrikarbeiterinnen, die doch auch einmal Hausfrauen werden wollen, auf ihre einstige wirtschaftliche Tätigkeit vorzubereiten. Die Erkenntnis der Wichtigkeit dieser Frage veranlaßte dann auch die Großherzoglich badische Regierung bereits im Jahre 1886 aus Staatsmitteln einen Beitrag von 3000 M. zur Unterstützung von Haushaltungsschulen mit Abendkursen für Arbeiterinnen zu bewilligen. Aus diesen Mitteln wird u. a. auch die Haushaltungsschule unterstützt, die der Oberbürgermeister Kranz im Frühjahre 1887 in Pforzheim errichtet hat, und die vorbildlich für viele andere geworden ist. Die Räumlichkeiten werden von der Stadtgemeinde kostenlos hergegeben, und der Unterricht, der zwei bis drei Monate dauert, ist ebenfalls unentgeltlich. Der Abendunterricht findet in den Stunden von 5½ bis 8 Uhr statt, und er umfaßt alle wesentlichen Unterrichtsgegenstände eines Arbeiterhaushaltes. Diese Schule vermag besonders dadurch sehr viel zu leisten, daß sie ihre Räume und Lehrkräfte, während die lohnarbeitenden Mädchen beschäftigt sind, zum Tagesunterrichte für solche Mädchen benutzt, die abends nicht kommen können; so stiftet sie also doppelten Nutzen.

Ebenfalls auf Anregung der Großherzogin und des badischen Frauenvereins und unter sehr tatkräftiger Mitwirkung der badischen Fabrikanten, wurden die Abendkochkurse in Karlsruhe und in Mannheim gegründet, die meistens reichen Zuspruch haben. Der Unterricht wird von 7 bis halb 10 Uhr erteilt. Die einzelnen Abteilungen, die aus je 12 Schülerinnen bestehen, werden an je drei Tagen der Woche unterrichtet, und jedes Mädchen hat den Kursus 21 Mal zu besuchen, so daß jeder Kursus 7 Wochen dauert. Die zubereiteten Speisen werden von den Schülerinnen selbst verzehrt.

Auch in Darmstadt war es eine edle Fürstin, die verstorbene Großherzogin Alice von Hessen, und der durch sie ins Leben gerufene Aliceverein, dessen segensreiches Wirken gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann, die durch Beiträge die Gründung einer Arbeitsanstalt für arme Mädchen ermöglichten. Mit dieser Anstalt ist neuerdings auch eine Kochschule mit Abendkursen verbunden, die unter ähnlichen Grundbedingungen, wie die badischen Anstalten, junge Fabrikarbeiterinnen hauswirtschaftlich ausbildet.

Einen ganz besondern Ruhm hat sich die im Jahre 1889 gegründete Abendschule für unbemittelte Mädchen in Frankfurt a. M. erworben, die eine der ersten ist, die aus städtischen Mitteln, allerdings mit privaten Zuschüssen, gegründet wurde. Sie war ursprünglich nur für zwölf Schülerinnen mit zweimonatiger Kursusdauer berechnet, mußte jedoch bald erweitert werden, weil der Zuspruch ein ganz außerordentlicher war. Nach dem Muster dieser Frankfurter Schule sind inzwischen nicht nur in Deutschland, sondern auch in Wien und Prag andere Schulen eingerichtet, die überall gleichen Erfolg haben.

In Kiel hat die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde einen Abendkursus für Fabrikarbeiterinnen ins Leben gerufen, der, in Verbindung mit einer Tagesschule, seit Jahren in wohltätigster Weise wirkt. Man hat hier eine eigentümliche, sehr interessante Beobachtung gemacht, die ihrer weittragenden Bedeutung wegen der Erwähnung wert ist. Die Teilnehmerinnen der Kochkurse werden nämlich bei ihrem Eintritte und bei ihrem Austritte gewogen. Es hat sich nun herausgestellt, daß die Teilnehmerinnen an den Abendkursen eine erheblich stärkere Gewichtszunahme zu verzeichnen haben als die Tagesschülerinnen. Das darf wohl als ein Zeichen angesehen werden, daß der Abendunterricht nicht, wie das vielfach behauptet wird, eine Last und eine übermäßige Anstrengung für den jugendlichen Körper, sondern eher eine Erholung nach der oft so eintönigen und ermüdenden Fabrikarbeit ist. Als Mitursache der wohltätigen Wirkung auf den jugendlichen Organismus darf aber wohl auch das gut zubereitete, nahrhafte, warme Abendessen angesehen werden, das hier, wie in den meisten Abendklassen, von den Schülerinnen selbst verzehrt wird, während sie sich sonst nur allzu häufig mit schlechter und unzureichender Kost begnügen müssen.

Einen ganz besonderen Erfolg haben die Abendkochschulen in Hannover zu verzeichnen. Die erste wurde 1882 gegründet; es folgten ihr aber bald zwei andere nach, da der Zustrom der Fabrikarbeiterinnen ein so außerordentlicher war, daß dem Andrange nicht anders genügt werden konnte. Allerdings sorgen in Hannover die Fabrikbesitzer dafür, daß ihre Arbeiterinnen von der ihnen gebotenen Gelegenheit Gebrauch machen. In einigen Fabriken besteht sogar Besuchszwang der Kochschulen. Auch hier werden die Mädchen in Gruppen von je zwölf eingeteilt, und jede Gruppe wird von zwei Leiterinnen unterrichtet. Um die Schwierigkeit der Beschaffung von Mitteln für den stets überzahlreichen Besuch hinwegzuräumen, gibt der Vaterländische Frauenverein diesen Schulen eine jährliche Beihülfe von 1500 M.

Gerade das Gegenteil hören wir aus Bremen, wo ein Verein, der sich zu diesem Zwecke gebildet hat, sich vergeblich bemüht, die Fabrikarbeiterinnen in ausreichender Zahl zu den mit erheblichen Opfern für sie errichteten Abendschulen heranzuziehen. Die Anmeldungen bleiben trotz aller Anstrengungen hinter den Erwartungen zurück. Und doch werden für die zwanzig Abende, an denen von 7 bis 9.30 Uhr unterrichtet wird, mit Einrechnung des Essens, nur 4 M., also für den Abend 20 Pfennig verlangt. Man könnte nun glauben, daß dieser Beitrag die Arbeiterinnen zurückschreckt. Demgegenüber muß aber erwähnt werden, daß sie auch in Hannover einen Beitrag leisten müssen, der mindestens in einem Viertel der auf den Kopf der einzelnen fallenden Kosten besteht. Man kann es jedenfalls nur bedauern, wenn so nützliche und wertvolle Einrichtungen von denen, für die sie getroffen sind, nicht besser gewürdigt und vor allen Dingen nicht voll und ganz zu ihrem eigenen Besten ausgenutzt werden.

Es bestehen ferner noch Abendkochkurse der erwähnten Art u. a. in Barmen, Bielefeld, Charlottenburg, Krefeld, Iserlohn, Magdeburg, Wiesbaden, sowie in einigen kleineren Ortschaften. Sie verdanken ihre Entstehung vorwiegend der Tätigkeit der gemeinnützigen Vereine und der zu diesem Zwecke zusammengetretenen Komitees.

Eine sehr erfreuliche Pflege erfährt dieser Zweig der Fürsorgetätigkeit in neuerer Zeit auch von seiten der Arbeitgeber. Wir zählen bereits eine ganze Reihe entweder mit Fabrikherrinnen in Verbindung stehender, oder für sich bestehender Haushaltungsschulen mit Abendkochkursen, die zum Teil mit Aufwendung beträchtlicher Mittel von Fabrikunternehmern ins Leben gerufen sind und von ihnen unterhalten werden.

Alle diese und ähnliche wohltätige Einrichtungen für die wirtschaftliche Ausbildung der weiblichen Jugend, die auf Erwerb angewiesen ist, sollen das Mittel bieten, daß die Lohnarbeit nicht zur Gegnerin der häuslichen Pflichten werde, sondern daß beide — die Pflichten des Erwerbs und die der Häuslichkeit — vereint nebeneinander fortschreiten. Es handelt sich nur darum, daß unsere jungen Fabrikarbeiterinnen den Wert des ihnen Gebotenen kennen und schätzen lernen als Vorstufe ihres einstigen ehelichen Glückes.

Für die Jugend.

(LA) Wort und Tat.

Es gibt Menschen, welche vieles behaupten, aber nichts davon beweisen können, die Helden des Mundes, selten der Tat sind. Zu diesen gehörte der berühmte Reitergeneral Seidlitz nicht. Durch seinen Mut, durch seine Tapferkeit und Klugheit erfocht er Friedrich dem Großen herrliche Siege. Schon als Reiterfähnrich zeigte er diese Eigenschaften und zog dadurch die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf seine Person. Einstmals bei einer Reiterübung, unternahm der junge Seidlitz wieder die verwegensten Sachen und blieb in den Reitkünsten — wie immer — Sieger. Bei dem nun folgenden Offiziersmahle drehte sich die Unterhaltung natürlich auch um Roß und Reiter und hierbei behauptete Seidlitz, daß ein Reiter, der sich mit dem Pferde gefangen nehmen ließe, ein Lump, ein Feigling sei. Diese Behauptung blieb nicht unwidersprochen, aber Seidlitz blieb dabei.

Neidische Kameraden, denen diese offenherzige Behauptung prahlerisch vorkam, waren sofort geschäftig, die Worte des jungen Fähnrichs dem Könige zu Ohren zu bringen; wußten sie doch, daß Friedrich es gern auf eine Probe ankommen lasse, und die Neugier war groß, wann und wie dies geschehen werde. Bald darauf ging es in den ersten Schlesischen Krieg. Seidlitz war als tüchtiger Reiter im Gefolge des Königs. Glogau und Breslau wurden besetzt, die österreichischen Heere in siegreichen Schlachten geschlagen. Mit dem Frieden zu Breslau erreicht dieser Feldzug sein Ende und Friedrich der Große befand sich mit seinem Gefolge nach dem geliebten Rheinsberg unterwegs, wobei auch die eroberte Festung Glogau besichtigt wurde. Hier sollte sich Seidlitz' Schicksal entscheiden. Der König ritt mit seinem Gefolge über die Brücke der Festung; als alle die Mitte der Brücke erreicht hatten, wurden auf einen Wink des Königs die Zugbrücken hinten und vorn aufgezogen. Der König wandte sich nun an Seidlitz mit den Worten: „Jetzt ist er mein Gefangener!" Spöttische Gesichter sahen den Fähnrich an. Doch dieser erwiderte schlagfertig: „Noch nicht, Ew. Majestät!" Er gab seinem Pferde die Sporen, setzte mit einem kühnen Ruck über das Brückengeländer in die Oder und erreichte schwimmend das Ufer. Der König murmelte: „Sehr gut." Als Fähnrich war Seidlitz in den Fluß gesprungen, als Rittmeister kam er heraus. Die Neider aber hatten das Nachsehen. M. Niedurny.

(LA) Der letzte Liebesdienst.

Es war an einem prachtvollen Nachmittage eines Spätsommertages. Im milden Sonnenschein badeten sich die Bäume des Parkes, der das gräfliche Jagdschloß Weidmannsruh umgab. In besonderer Anmut beleuchteten die warmen Strahlen das Häuschen des Schloßwärters, das nicht weit vom Jagdschloß an einem breiten Fahrwege stand. Wer aber an dem Häuschen zu jener Zeit vorüber kam, dem bot sich daselbst ein trauriger Anblick. Vor der Tür des Hauses saß in einem weichen Lehnstuhl ein blasses Mädchen, die Tochter des Schloßwärters. Man sah es der hinfälligen Gestalt an, daß Tod und Leben in diesen jungen Körper um die Herrschaft stritten. Müde und traurig blickten die einst so munteren Augen in all die Pracht des Spätsommers, und ein sehnsüchtiges Verlangen durchzitterte den schwachen Körper, als drüben hinter dem Parkzaun fröhliche Kinderstimmen laut wurden.

„Ach, sie spielen wieder," seufzte das Mädchen und wandte den Kopf lauschend zur Seite.

Während sie so dasaß, knirschte der Kies des Parkweges, und in Hast und Eile trat ein munteres Mädchen auf den freien Platz vor dem Lehnstuhl.

„Ach, wie lieb von dir," lispelte die Kranke und streckte die mageren Händchen der Ankommenden entgegen.

Aennchen, so hieß das Mädchen, streichelte Händchen und Wangen der siechen Freundin und erzählte ihr, wie sie während des Spielens an die kranke Marie gedacht und gleich hergeeilt war. Dabei holte sie einen frischen Blumenkranz aus der Schürze und setzte ihn der Kranken auf das Haupt.

„Siehst du, da hast du auch etwas von unserem Spiel," jubelte sie. „Wie schön du aussiehst." Und sie setzte sich zu den Füßen Mariens, und die beiden Freundinnen erzählten sich viel vom Gesundwerden, Spielen und Spazierengehen. Als sie dann Abschied nahmen, sagte Aennchen voll Zuversicht: „Aber morgen wird es dir gewiß schon besser gehen und dann später noch mehr, und dann bist du ganz gesund."

Aber Mariechen wurde nicht gesund. In derselben Nacht nahm Gott die kleine Dulderin zu sich, und als Aennchen sie am nächsten Tage besuchen kam, weinte sie bittere Tränen um die so früh dahingeschiedene Freundin. Diese lag in ihrem weißen Bettlein und hatte auf ihrem Haupte Aennchens Kränzlein, die letzte Liebesgabe. Das war ein Trost für den Schmerz der Kleinen; nun hatte sie ihrer lieben Freundin doch noch eine Freude vor ihrem Tode bereitet. M. Niedurny.